

# bazkulturmagazin.



## George Gruntz Der Jazzbotschafter spricht über seine Leidenschaft > 4

- 3 > Rütteln  
Eröffnung:  
Festspiele  
in Lörrach
- 6 > Reisen  
Esquilino:  
Das andere  
Rom

# «Ich habe meine Nische gefunden»

Der Basler Jazzbotschafter George Gruntz im Gespräch

INTERVIEW: MARC KREBS, Sigriswil

► **Am Sonntag wurde er 75, am Donnerstag wird er dies im Rahmen eines Celebrations-Concert im Theater Basel feiern: Anlass für einen Chaletbesuch bei George Gruntz.**

Doch, hier lässt sich schön leben, in Sigriswil, im Berner Oberland. Der Blick schweift über den blauen Thunersee, die Gipfel und über Schräghänge, wo sich manche Bauern noch mit der Sense durchs Leben schlagen. Geackert wird auch im Ferienchalet an der Grönstrasse. Im Keller spielt und komponiert George Gruntz, ehe er morgens um vier Uhr den Deckel seines Flügels zuklappt und schlafen geht. Den Jazz-Rhythmus kriegt George Gruntz nicht mehr weg. Seine Frau Lilly, mit der er seit 52 Jahren verheiratet ist, teilt mit ihm Leben und Lebensgewohnheiten: Die beiden gehen spät zu Bett, stehen spät auf, frühstücken ausgiebig, spazieren, unterhalten sich und geben sich gegenseitig die individuelle Freiheit, die George Gruntz vor seinem Jubiläumskonzert braucht.

**baz:** Herr Gruntz, vielen Dank, dass Sie Ihre Arbeit für dieses Gespräch unterbrechen. Schreiben Sie gerade an einem neuen Stück?

**GEORGE GRUNTZ:** Nein. Für das Basler Konzert habe ich einzig die Standardballade «The Man I love» leicht umgeschrieben, die heisst nun «The Town I Love». Und es wird ein Big-Band-Arrangement des Fasnachtstücks «Nunnefirzli» aufgeführt. Bearbeitungen mache ich eher selten, wenn, dann nur von Stücken der Bandmitglieder wie zum Beispiel von Dino Saluzzi. Dieser Ausnahmeakkordeonist wird mit Ihnen in Basel auftreten. Erinnern Sie sich an die erste Begegnung?

Und wie! Das Goethe-Institut schickte mich 1982 auf eine Vortragsreise durch Südamerika. Überrascht stellte ich in den Jazzclubs fest, dass da amerikanischer Be-Bop gespielt wurde, aber zum Beispiel kaum argentinische Musik. Ich erkundigte mich bei einem Clubbesitzer und dieser sagte mir, dass es da einen gäbe, der weder richtig Tango noch Jazz spielen könne. Sofort verlangte ich die Nummer und rief an. Am anderen Ende sagte eine Stimme: «We have rehearsal tonight, but it's depressing, don't come.» Ich

beharrte darauf, ging raus aufs Land, hin zu dieser Garage und hörte ein Stück, das mir sofort unter die Haut ging. Es war ein ¾-Takt, den es im klassischen Tango nicht gibt, enthielt Folklorelemente, mit denen man in den Städten nichts anfangen konnte. Darüber konnte dieser Mann improvisieren wie ein Herrgott. Wir lagen uns sofort in den Armen, ich holte Dino Saluzzi daraufhin nach Europa. Und mein Arrangement dieses Stücks, «El Chanchó», werden wir nun wieder spielen.

**«Ich bin Jazzmusiker geworden, weil ich immer wieder Neues erfinden will.»**

Das heisst, Sie präsentieren zum Jubiläum – 35 Jahre Concert Jazz Band – Klassiker. Das ist eher untypisch, eilt Ihnen doch der Ruf voraus, nie stehenzubleiben.

Das stimmt auch, ja. Normalerweise sind zwischen 30 und 60 Prozent des Programms neu, diesmal aber soll es ein Abend der Erinnerungen sein. Meine Freunde haben mich darum gebeten, weil ich es dem Publikum durch den steten Wandel oft schwer gemacht habe. Das weiss ich, aber ich kann nicht anders, ich bin Jazzmusiker geworden, weil ich immer wieder Neues erfinden will. Obschon wir mit der Concert Jazz Band schon 300 Stücke gespielt haben, möchte ich vor jeder Tournee neue Stücke schreiben – gerade auch, weil sich die Besetzungen ändern und die Partner im Orchester gefordert sein wollen. Ich verneige mich vor ihnen durch die Arrangements, die ihnen ein vorgewärmtes Bad bieten, in das sie eintauchen können.

**Wann erhält Ihre Band die Noten fürs Basler Konzert?**

Zwei Tage vorher. Das muss reichen. Ich probe nicht gerne. Mir ist wichtig, dass ein Werk jeden Abend auf der Bühne lebt, ein Eigenleben zum Vorschein kommt. Als Dexter Gordon in meiner Band war, konnte er gar nicht so gut Noten lesen. Das machte nichts, denn wenn er spielte, kam sein Sound auch auf dem zweitiefsten Sax zum Vorschein und

ging direkt ins Herz. Darum geht es mir, und nicht um die Gleichschaltung eines Studentenorchesters.

**Wo sehen Sie die Zukunft des Jazz: In der Pop-, World- oder Neuen Musik?**

Als wir 1968 in Paris begannen, frei zu improvisieren, befriedigte mich das nicht. Weil das Risiko des Leerlaufes zu gross war. Ich lernte damals über die Basler Cembalistin Antoinette Vischer die Neuen Musiker wie Pierre Boulez oder Rolf Liebermann kennen und schätzen. Damals standen wir bitend und bettelnd vor diesen Leuten. Heute ist es umgekehrt, klopfen doch immer mehr Klassik-Leute bei den Jazzabteilungen der Hochschulen an und wollen wissen, wie denn das gehe, das mit der Improvisation. Ich glaube, es ist bald umgekehrt, dass die Neue Musik in Richtung Jazz geht. Unsere glückliche Position ist: Wir Jazzer dürfen alles, solange es interessant und ansprechend ist. Die Individualität und die Improvisation sind die Schlüsselbegriffe des Jazz, ohne diese Elemente wäre der Jazz 08/15 und überholt.

**Wäre es daher nicht an der Zeit, dass die alten Songbooks aus den Jazzschulen verbannt würden? Wenn Studenten in Pianobars wie vor Jahrzehnten «Autumn Leaves» anspielen, ist da wenig Innovationsgeist spürbar...**

Das ist Katechismus. «Autumn Leaves» ist eine typische Be-Bop-Nummer, diese zu lernen, kann in der Ausbildung nicht schaden. Es kommt zudem weniger auf das Thema an, als vielmehr darauf, was man daraus herausholt. Das Stück wird erst durch die Improvisation vollendet.

**Sie sind ein Vielschreiber – in jeglichem Sinne. Im baz-Archiv findet sich ein ganzer Ordner mit Wortmeldungen von Ihnen. Daraus geht hervor: Sie können charmant sein, aber auch harsch. Ein typischer Charakterzug?**

Das müssten Sie eigentlich meine Frau fragen. (Diese meldet sich aus dem Hintergrund: «Das ist schon wahr. Er ist eigentlich immer nett, nie launisch, kann aber frech werden.») Aber nur mit einem Grund. Wenn ich sage, dass die Pro Helvetia ein «Scheiss-Club» sei, dann spreche ich aus jahrelanger Erfahrung, kann das belegen und es mir vor allem auch leisten. Es gibt Kollegen, die trauen sich

nicht, den Mund aufzumachen, weil sie auf diese und jene 500 Franken Fördergeld angewiesen sind.

**Was ist Ihre grösste Charakterchwäche?**

Ich kann schlecht nein sagen. Ich hatte eine kleine Krankengeschichte in diesem Frühjahr, weil ich zu viel am Hals hatte. So sass ich etwa bis vor kurzem noch in zehn verschiedenen Kommissionen, einfach, weil ich immer schlecht nein sagen konnte, gerade wenn es um Nachwuchsförderung ging. Daraus erkenne ich nun, dass ich immer viel zu lieb gewesen bin. Das war schon in Berlin so: Als ich 1972 bei den Jazztagen als künstlerischer Leiter begann, nahm ich mir vor, jedem Musiker eine persönliche Antwort zuzusenden. Anfänglich bewarben sich da 20 Musiker, später gingen da 4000 Bewerbungen ein, sodass ich nicht darum herumkam, Musterbriefe zu verschicken.

**Apropos Festivals: Bei diesen rückt der klassische Jazz immer mehr in den Hintergrund. Finden Sie diese Entwicklung okay?**

Schon, ja. Ein Festival sollte qua Begriff etwas Spezielles sein, den normalen Konzertbetrieb alimentieren, wie das etwa Niklaus Troxler (Jazzfestival Willisau, die Red.) gelingt. Die Aufgabe von Festivals ist es, den Leuten die Ohren zu öffnen, dabei kein Geld zu verdienen, sondern das Budget auszuschöpfen.

**Nun gibt es aber Fälle wie das Montreux Jazz Festival, bei denen der Jazz nur noch eine marginale Rolle spielt. Claude Nobs entgegnet dabei stets, Jazz stehe für eine hohe musikalische Qualität, nicht für einen Stilbegriff. Teilen Sie diese Ansicht?**

Nicht ganz. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als Claude Nobs Koch im Basler Hotel Euler war. Er tauchte jeden Abend während der Zimmerstunde im Atlantis auf, wir lernten uns so kennen. Dabei kam ihm die Idee eines Festivals in Montreux. Anfänglich war dieses dem Jazz gewidmet, dann wurde es immer poplastiger. Ich sehe natürlich auch sein Problem: Er muss die Säle füllen, das Pop-Publikum spült das Geld in die Kasse, mit dem er sich Experimente leisten kann.